

**Als Arbeitertochter unter Marx' Erben: Eine Lesart zu
„Klassenliebe“ von Karin Struck**

Sven Glawion

Universidade de Brasília Núcleo de Estudos de Línguas e Culturas Germânicas

Das Jahr 2018 war ein Jahr vieler Jubiläen. Neben dem Reformationsjubiläum gab es zwei weitere runde Geburtstage: den 200. Geburtstag von Karl Marx und 50 Jahre 1968. In Deutschland wird diese nun 50 Jahre alte *68er-Bewegung*, also die linke Bewegung, die Ende der 1960er Jahre in den USA und vielen Staaten Europas entstand, auch als *westdeutsche Studentenbewegung* bezeichnet. Grund dafür ist, dass in Westdeutschland (anders als z.B. in Frankreich) die Universitäten das entscheidende Zentrum der Bewegung bildeten. Der andere Jubilar, Karl Marx, wurde „zum unumstrittenen Vordenker“ (Glaser 1991, 308) der rebellierenden Student*innen, denn „er bot das Begriffsarsenal für die Hoffnung, über die Negation der Negation und mit Hilfe der Aktivierung von Phantasie und Hoffnung die Utopie einer nicht entfremdeten Gesellschaft verwirklichen zu können“ (Glaser 1991, 308). Im Jubiläumsjahr 2018 konnte diese Verbindung aufgegriffen und erneut analysiert und diskutiert werden. So zeigte, um nur ein Beispiel zu nennen, der Westdeutsche Rundfunk unter dem Titel „Marx und seine Erben“ eine Dokumentation, in der nicht nur Politiker*innen wie Sarah Wagenknecht oder Janis Varoufakis interviewt wurden, sondern mit Peter Schneider auch ein ehemaliger Vertreter der *westdeutschen Studentenbewegung* zu Wort kam. (Vgl. Westdeutscher Rundfunk 2018)

Diese vermeintlichen Erben Marx' der *68er-Bewegung*, die begeistert von der *Arbeiterklasse*, dem *Klassenkampf* und der *Revolution* sprachen, waren aber in ihrer Mehrheit Söhne und Töchter aus dem Bürgertum (vgl. Glaser 1991, 329) und kannten Arbeiter*innen oft „bestenfalls vom Aufstellen eines Baugerüsts oder vom Bier in einer Eckkneipe“ (Schneider 2008, 208f.). Einige von ihnen gingen zwar zu den Arbeiter*innen in die Fabriken, folgten dabei aber oft im ungebrochenen Paternalismus

dem Ziel, diese „zur Übernahme der Industrie [zu] erziehen“ (Enzensberger 1968, 163), so wie es Bernd Rabehl in einem Interview propagiert hatte.

In einer Retrospektive auf die *68er-Bewegung* sowie auf das, was ihr folgte, wurde 1973 dieser Blick auf Arbeiter*innen zum Thema des Romans „Klassenliebe“. Seine Autorin, Karin Struck (1947-2006), hatte sich ebenfalls in dem Kontext von 1968 politisiert. So engagierte sie sich im SDS (Sozialistischer Deutscher Studentenbund), gehörte zur „Gruppe 61“ und zum „Werkkreis Literatur der Arbeitswelt“ und war für eine kurze Zeit Mitglied in der DKP (Deutsche Kommunistische Partei). (Vgl. Adler und Schrimpf 1984, 21) Anders als die Mehrheit ihrer Genoss*innen aus der *68er-Bewegung* waren ihre Eltern jedoch Arbeiter*innen, ursprünglich bäuerlicher Herkunft. Was es bedeutet, eine Arbeitertochter zu sein, wurde für Karin Struck in ihrem Leben, ihrer Politik und ihrer Literatur zur zentralen Frage und um diese soll es auch im vorliegenden Artikel gehen. Dabei werden drei Fragen zum Roman „Klassenliebe“ verfolgt: Wie wird die Identität einer linken Arbeitertochter in „Klassenliebe“ literarisch entfaltet und problematisiert? Wie werden dabei Sprache und literarische Formen eingesetzt? Und abschließend: Welche Bedeutung kommt dem Roman für ein Verständnis der *68er-Bewegung* zu?

Um auch in der Sprache deutlich zu machen, dass sich im Kontext von 1968 Studierende aller Geschlechter politisierten, wird im Folgenden von *Student*innenbewegung* die Rede sein. Bezogen wird sich dabei auf die westdeutsche Geschichte des Zeitraums um 1968 und damit auch auf die frühen 70er Jahre, in denen sich die Bewegung nach der Auflösung des SDS im Februar 1970 ausdifferenzierte. Der Artikel ist wie folgt gegliedert: Zu Beginn sollen unter I.) formale Merkmale des Romans betrachtet und genretheoretische Überlegungen angestellt werden. Dabei wird, indem zwei Ebenen des Romans benannt werden, ein eigenes Interpretationsmodell etabliert. Unter II) geht es um den im Roman dargestellten Geschlechterkonflikt, der im Sinn einer Interdependenz von *Klasse* und *Geschlecht* auch als Klassenkonflikt gelesen wird. Nachdem bereits unter I) dargestellt wurde, wie die literarische Form den Inhalt unterstützt, soll das unter III) am Beispiel der sprachlichen Gestaltung vertieft werden. Anschließend folgt eine Analyse der im Roman problematisierten Identität als Arbeitertochter, wobei unter IV.) die Familie und unter V.) die Tochter fokussiert wird.

Unter VI.) geht es um die im Roman dargestellten Lösungen der Konflikte und unter VII.) soll „Klassenliebe“ abschließend im Kontext von Literaturgeschichte und Genre verortet werden.

I. Wer spricht zu wem – und über was?

„Klassenliebe“⁴¹ entspricht formal einem Tagebuch, wird gelegentlich aber auch durch Briefe und die Wiedergabe ihrer Antworten ergänzt. Die Zeitspanne reicht vom 16. Mai bis zum 25. August 1972, wobei nicht alle Einträge datiert sind. Vereinzelt werden Bezüge zu historischen Ereignissen des Jahres hergestellt (z.B. über Nennung von Namen wie „Ulrike Meinhof“, K 20, 81. 159), das primäre Interesse der Tagebuchschreiberin gilt jedoch nicht dem politischen Geschehen, sondern dem Verstehen der eigenen Person. Die Unmittelbarkeit des Tagebuchs wird formal durch Fehler im Bereich Orthographie, Interpunktion und Syntax veranschaulicht. Unzählige Zitate, überwiegend aus Literatur und aus Bezugstexten der *Student*innenbewegung* (vgl. Breuer 2002, 119), ergänzen den Text. Ihrer Bedeutung soll sich noch unter VI.) gewidmet werden.

Inhaltlich erinnert sich die Tagebuchschreiberin Karin an Szenen ihrer Kindheit und Jugend als Flüchtlingskind bäuerlicher Herkunft und schließlich als Arbeitertochter auf einem kleinstädtischen Gymnasium, schreibt über ihr gewerkschaftspolitisches Engagement, klagt über Probleme beim Verfassen ihrer Doktorarbeit und notiert immer wieder einzelne Gedanken zu ihrer umfangreichen Lektüre. Als einer ihrer zentralen Konflikte erweist sich ihre unglückliche Position zwischen zwei Männern, ihrem Ehemann, von dem sie sich scheiden lassen will, und dem neuen Geliebten. Diese zunächst triviale Situation wird jedoch mit einem Klassenkonflikt verbunden: Karins Ehemann H., mit dem sie eine gemeinsame Tochter hat, ist Kommunist und ebenfalls ein Arbeiterkind, das über Bildung den sozialen Aufstieg versucht. Dagegen handelt es sich bei Z., dem neuen Mann, um einen Schriftsteller und linken Intellektuellen bürgerlicher Herkunft, von dem sie ein Kind möchte und schließlich auch erwartet. Karin leidet darunter, dass sie sich einerseits der Welt von H. gegenüber entfremdet, sich aber andererseits die Welt von Z. nicht aneignen kann. Das Gefühl, von beiden Seiten Ausgrenzung zu erfahren und isoliert in einem Zwischenraum zu stehen, bildet

den eigentlichen Konflikt des Textes: „Kaum bin ich eine ‚Intellektuelle‘, stoßen mich die Arbeiter weg, intellektuellenfeindlich aus Angst und Minderwertigkeitsgefühl, stoßen mich die anderen weg, weil ich gar keine ‚richtige‘ Intellektuelle bin und nie sein werde.“ (K 49)

Damit ist skizziert, über *was* in „Klassenliebe“ gesprochen wird, aber *wer* spricht *zu wem*? Für eine erste Annäherung an eine Antwort muss das Genre näher betrachtet werden. Mit Verweis auf die Selbstaussagen von Diarist*innen weist Peter Boerner darauf hin, dass auch ein Tagebuch so verfasst wird, als gäbe es ein Publikum. (Vgl. Boerner 1969, 25f.) Das schreibende Ich kommuniziert also nicht nur mit sich selbst, sondern imaginiert sich ein Gegenüber, allerdings bleibt der entstehende Text im Regelfall privat oder sogar geheim. Eine Schwelle wird allerdings überschritten, wenn das Tagebuch publiziert wird: „Damit erreicht das Tagebuch das Stadium einer nicht mehr zufälligen oder beiläufigen, sondern einer beabsichtigten literarischen Produktion und hat die Grenze vom Privaten zum Öffentlichen überschritten. Es ist ein ‚literarisches‘ Tagebuch geworden.“ (Boerner 1969, 26)

Trotz seiner Form ist „Klassenliebe“ jedoch weniger als *literarisches Tagebuch* denn als *Autobiographie* rezipiert worden. In dieser Lesart wären die Karin, die schreibt, und ihre Autorin, Karin Struck, identisch. Tatsächlich verweist der Name der Tagebuchschreiberin, Karin „Strauch“ (K 113), geradezu demonstrativ auf die Autorin und auch die unzähligen Parallelen zwischen dem Leben Karin Strucks und „Karin Strauchs“ provozieren eine autobiographische Lesart: Herkunft aus einer Arbeiterfamilie mit bäuerlicher Prägung, Flucht (für Struck im Jahr 1953 von der DDR nach Westdeutschland; vgl. Adler und Schrimpf 1984a, 381), Studium, linke Politisierung, Trennung vom Ehemann und Beziehung mit einem linksintellektuellen und bürgerlichen Schriftsteller (in Strucks Fall mit Arnfried Astel: vgl. Breuer 2002, 117, Jurgensen 1985, 64). Zunächst lässt sich also sagen, dass Karin Struck aufgrund dieser Entsprechungen einen „autobiographischen Pakt“ mit den Leser*innen abschließt, der nach Philippe Lejeune immer dann besteht, wenn „die Identität des *Namens* (Autor-Erzähler-Figur)“ (Lejeune 1998 [1975], 231) im Text „zurückweisend auf den Namen des Autors auf dem Titelblatt“ (Lejeune 1998 [1975], 231) bestätigt wird. Allerdings deutet sich im Fall von „Klassenliebe“ eine zweifache

Vertragsbrüchigkeit an, denn zum einen variiert Struck den Namen (Karin Struck, Karin Strauch) und zum anderen veröffentlichte sie ihren Text als einen *Roman*. Dieser Hinweis auf Literarizität scheint beabsichtigt, denn Karin Struck selbst sagte, sie stelle in ihren Texten immer wieder „das private Material“ (Struck 1984 [1977], 53) dar, das aber „in heilloser und unentwirrbarer Mischung Autobiographie und Fiktion“ (Struck 1984 [1977], 53) sei. Letztendlich soll hier auch den grundlegenden Einwänden Martina Wagner-Egelhaafs gefolgt werden, nach denen Autobiographie „nicht beschriebenes, sondern geschriebenes Leben“ (Wagner-Egelhaaf 2000, 16) bedeute und die deshalb vorschlägt „die Äußerungsformen des autobiographischen Ichs in ihrer Rhetorizität zu beschreiben und die konstitutive sprachliche Verfasstheit von Individualität und Subjektivität wahrzunehmen“ (Wagner-Egelhaaf 2000, 16).

Summa summarum wird im vorliegenden Artikel eine zweiteilige Antwort auf die Frage, wer zu wem spricht, vorgeschlagen: Textimmanent adressiert „Karin Strauch“ Freund*innen in ihren Briefen und kommuniziert über ihr Tagebuch mit sich selbst und mit einem imaginierten Publikum. Auf der Ebene der literarischen Konstruktion spricht Karin Struck in ästhetischer Verfremdung durch die von ihr entwickelte „Karin Strauch“ zu den Leser*innen.

Dieser Ansatz ermöglicht auch, wie im Folgenden gezeigt werden soll, einen erweiterten Blick auf die literarische Thematisierung der *Student*innenbewegung* in „Klassenliebe“. Aus ihm ergeben sich ebenso bestimmte begriffliche Entscheidungen: So wird in diesem Artikel durchgehend zwischen „Karin“ und „Karin Struck“ unterschieden. „Karin“ wird als Schreiberin eines Tagebuchs bzw. Verfasserin von Briefen verstanden und deshalb nicht als *Erzählerin*, wohl aber – aufgrund des literarischen Charakters von „Klassenliebe“ – als *Figur* bezeichnet. In Anbetracht der vielen möglichen und gleichzeitig unmöglichen Genrebezeichnungen – Ulrich Breuer schlägt „offenes Tagebuch mit Übergängen zum Essay, zum Brief und zur Autobiographie“ (Breuer 2002, 120) vor, was zwangsläufig vage bleibt – wird die von der Autorin gewählte Bezeichnung „Roman“ vorerst übernommen, abschließend aber noch einmal kritisch diskutiert.

II. Beziehungskonflikt als Klassenkonflikt

In ihrem Tagebuch und in ihren Briefen arbeitet sich Karin an der Linken regelrecht ab und äußert sich häufig empört: „Diese beschissenen Linken kriegen ein Leuchten in die Augen, wenn sie nur das Wort ‚Arbeiter‘ hören.“ (K 108) Ähnlich beschwerte sich H., so notiert Karin, über die Faszination für Kollektivität dieser, wie er sie bezeichnet, „einsamen von ihrem Ich überwucherten Intellektuellen“ (K 253). Karin und H., die schließlich auch Linke sind, distanzieren sich dabei weniger von den politischen Ideen, generieren aber eine identitäre Gegenüberstellung von ‚wir als Arbeiterkinder‘ einerseits und ‚die linken Bürgerkinder‘ andererseits. Diese Bürgerkinder und linken Intellektuellen scheinen in ihren Augen den weitmöglichsten Erfahrungsabstand zur Wirklichkeit und besonders zu den Arbeiter*innen zu haben. Dieser Abstand beweist sich für Karin in vielfacher Weise. Sie schreibt auf, wie sich einige Intellektuelle über Kitsch lustig machen und damit über den vermeintlich schlechten Geschmack bildungsferner Menschen spotten würden (vgl. K 75) oder wie ein wissenschaftlicher Assistent die Arbeit mit den Händen romantisiere (vgl. K 209), was lediglich seine Ahnungslosigkeit offenbare. Auch für die Bedürfnisse der Arbeiter*innen zeigten diese Linken kein Verständnis, so könnten sie z.B. hinter dem Wunsch nach einem Eigenheim nicht den „Traum vom eigenständigen Leben und von einem freien Dasein“ (K 252) erkennen. Gegenüber Bürgerkindern, die für den Sozialismus streiten, ist Karin eher misstrauisch. So schreibt sie z.B. mit demonstrativer Distanz von einem „revoltierende[n] Sohn eines Bankdirektors“ (K 186) oder vermutet hinter dem politischen Einsatz bürgerlicher Linker die Wut sozial Abgestiegener, die eigentlich nur ihre alte Welt zurückhaben wollen (vgl. K 167).

In Karins Perspektive unterscheidet sich ihr Geliebter Z. dabei nicht von anderen Bürgerkindern. Im Gegenteil: Oft entsteht der Eindruck, ihr sei diese bürgerliche Überheblichkeit erst in der Beziehung mit Z. aufgefallen. So notiert Karin die Erinnerung an eine typische arrogante Äußerung Z.s: Z. vertrat dabei die Meinung, Arbeiter*innen seien nur auf kurze und heftige Bedürfnisbefriedigung hin orientiert, weil ihnen für Genuss zu wenig Zeit bliebe. (Vgl. K 87) Sein Beleg entstammte aber nicht der Erfahrung, sondern Karl Marx' Werk „Das Kapital“ (vgl. K 87). Um

Abgrenzung bemüht notiert Karin: „[...] aber auch das ist schon wieder eine alte Beschreibung, und was heute ist, wissen die bestimmt nicht, diese Bürger.“ (K 87)

Steht zu Beginn von „Klassenliebe“ Karins Abkehr von ihrem Ehemann H. und die Liebe zum linken Intellektuellen Z. im Vordergrund, so distanziert sie sich zunehmend von Z. und meint gleichzeitig, dass H. ein fürsorglicher und verantwortungsbewusster Vater sei (vgl. K 226). Z. hingegen versucht, Karin mit links klingender Theorie auf Distanz zu halten. Er spricht von der „sozialisierbaren Liebe“ (K 190), „nach der jeder Liebende und jeder Geliebte ersetzbar sei“ (K 190) und zeigt damit primär seine mangelnde Bereitschaft, irgendeine Form von Verbindlichkeit und Verantwortung zu übernehmen. Auf Karins Depressionen reagiert er mit äußerster Gefühlskälte (vgl. K 190) und Verständnis für Karins Minderwertigkeitskomplexe kann er scheinbar nicht aufbringen: So verfehlt er Karins Selbstzweifel in Bezug auf ihren Wunsch, Schriftstellerin zu werden, geradezu lächerlich, indem er ihr die links klingende Phrase „jeder Mensch ist ein Schriftsteller“ (K 121) entgegen hält.

Karin interpretiert ihre Erfahrungen mit den zwei Männern innerhalb einer politischen Matrix und meint, H.s Verhalten habe sie in Z.s Arme getrieben: „Die heruntergekommene marxistische Theorie hat H. sterilisiert. Ich wäre nicht auf Z.s Sinnlichkeit und Anschaulichkeit hereingefallen.“ (K 226) Aber erst nachdem sich Z.s Sensibilität als Täuschung erwiesen hat und er außerdem als Leiter einer Literaturabteilung im Rundfunk eine bürgerliche Berufskarriere beginnt, begehen sie und H. einen Schulterchluss: „„Unterschicht“ ist für ihn [gemeint ist Z.; S.G.] ein exotisches Fremdwort. Und das Wort ‚Klasse‘ wie eine Auster. Wenn die das Wort ‚Klasse‘ sagen, diese marxistischen Bürger, sagt H., schlürfen sie eine Auster.“ (K 227f.) Z. scheint seine hegemoniale Position gar nicht zu leugnen, wendet Karins Herkunft aber gegen sie selbst und spricht „von ‚Klassenverrat‘ gegen H., wenn wir uns lieben“ (K 241).

Wenn „Klassenliebe“ aber nicht mit einer Autobiographie verwechselt, sondern als literarischer Text verstanden wird, dann zeigt sich hier etwas anderes als eine Verschriftlichung von Beziehungskrisen. Eines der Themen des Textes, nämlich der durch Arroganz und Ignoranz verstärkte Antagonismus zwischen Arbeiterkindern und Bürgerkindern, wird am Beispiel eines Beziehungskonflikts entfaltet. H. und Z. stehen

nicht für reale Personen aus dem Leben der Autorin, auch wenn sie in diesem Vorbilder haben können, sondern sind vielmehr Platzhalter für ein gesellschaftliches Thema, das literarisch bearbeitet werden soll. So ist es auch nur konsequent, dass sie, anders als viele andere Figuren auf der Textebene, auf die Abkürzungen H. und Z. reduziert werden. Über diese Prototypen markiert die Autorin die Linke als einen ‚männlichen Raum‘ⁱⁱ, der sich in ihrer Logik über die Abwesenheit von Sensibilität definiert: H. ist unter den Linken ein unsensibler Mann *geworden*, Z. ist pseudo-sensibel und findet deshalb unter Seinesgleichen in der Linken eine Bühne der Selbstdarstellung. Dieser ‚männliche Ort‘ ist folglich ein unwirtlicher Ort für Frauen und für Arbeiterkinder (die, wie H., beschädigt werden können). Dementsprechend empfindet sich Karin als Arbeitertochter in doppelter Weise ausgegrenzt.

Zwei Spezifika der frühen Rezeption von „Klassenliebe“ haben den Blick auf diese Dimension des Textes verstellt: Neben der bereits problematisierten Interpretation des Romans als *Autobiographie* wurde er oft monothematisch gelesen. So schreibt z.B. Rolv Heuer in in der „Konkret“ vom 10.05.1973 (von Karin im Text als „Scheußliches Blatt“ bezeichnet; K 121), „Klassenliebe“ sei ein „sozial dramatisierter, manierter Kolportageroman über Liebes- und Eheaffären“ (Heuer 1984 [1973], 188). Grund seines Ärgers ist besonders Strucks vermeintlich falsches Verständnis, von dem, was *Revolution* bedeute. (Vgl. Heuer 1984 [1973], 186) Massiver Widerspruch kam kurz darauf von Alice Schwarzer, die Heuer zu denen zählte, „die ihre Kritiken mit dem Penis schreiben“ (Schwarzer 1984 [1973], 237). Das formulierte sie so scharf, weil sie Heuers Rezension chauvinistisch fand und auch die These vertrat, es ginge in Strucks Roman primär um ein ganz anderes Thema, nämlich um das Geschlechterverhältnis (vgl. Schwarzer 1984 [1973], 236f.). Im vorliegenden Artikel sollen hingegen, wie es in der Intersektionalitätsforschung getan wird, „soziale Kategorien *selbst* als interdependent konzeptualisiert“ (Dietze et. al. 2007, 9) werden. *Geschlecht* und *Klasse* können demnach nicht als getrennte Kategorien betrachtet werden, was in Bezug auf „Klassenliebe“ bedeutet, dass Karin immer sowohl als Frau als auch als Arbeiterkind schreibt.

III. Die Sprache der ‚Anderen‘

Dass die Tagebuchschreiberin Karin in der *Student*innenbewegung* keinen Ort findet, wird auf der Ebene der literarischen Konstruktion auch dadurch gezeigt, dass sich Karins Ausführungen bereits begrifflich einem klaren marxistischen Profil entziehen. Auch dadurch wird klar, dass sie nicht ‚deren‘ Sprache spricht.

Wenn es um die Darstellung sozialer Verhältnisse geht, dann fällt zunächst auf, dass Karin marxistisches Vokabular verwendet. So schreibt sie von „Arbeiterklasse“ (vgl. z.B. K 49, 61, 76, 77, 80, 106, 166, 203), „Proletariat“ (vgl. z.B. K 55, 202, 278), „Bourgeoisie“ (vgl. z.B. K 41, 54), „Revolution“ (vgl. z.B. 41, 47) und sogar (zurückverlagert in eine Kindheitserinnerung) von „Klassenfeindin“ (K 59). Aber Karins Marxismus erweist sich als oberflächlich und inkohärent. So verwendet sie gelegentlich auch eine schichttheoretische Terminologie, die in Fortführung, aber auch Abgrenzung zu Marx' Analysen entwickelt wurde, z.B. wenn sie Begriffe wie „höhere Schichten“ (vgl. z.B. K 80), „Sozialschichten“ (K 262) oder auch gänzlich umgangssprachlich „höhere Töchter“ (K 95, 196) verwendet. Diese Widersprüchlichkeit zeigt sie auch dadurch, dass sie sich einmal ihrer fachlichen Grenzen bewusst wird („Muß Marx noch studieren.“; K 80), ein anderes Mal aber behauptet, Expertise zu haben („Wenn ich jetzt nichts von Marxismus wüßte.“; K 259).

Diese Unstimmigkeiten und die gelegentlich naiv wirkende Sprache Karins lassen sich auf der Ebene der literarischen Konstruktion als bewusste Missachtung von Dogmatik und ‚reiner Lehre‘ interpretieren. Sie sind damit nicht zufällig, sondern dekonstruieren sprachliches Imponiergehabe im linken politischen Diskurs, der (vgl. II.) als männlich-bürgerlicher zu denken ist. Auch formal verstärkt die Autorin das, indem sie sich bemüht, Verwirrung zu stiften. So wird z.B. oft nicht deutlich, wem welche Aussage zuzuordnen ist, was an dem Tagebucheintrag vom 17. Juni exemplarisch aufgezeigt werden soll. Dieser lautet: „Man weide nicht ungestraft auf den Gründen der Oberklasse, besuche nicht ungestraft ihre Hochschulen, lese nicht ungestraft ihre Bücher, bediene sich nicht ungestraft ihrer Wissenschaften, Vorrechte, Gewohnheiten, Frauen. In winziger Dosis, kaum merklich, fließe ihr Gift in einen über, erfaßten einen Lähmungen.“ (K 81f.) Hier fallen der etwas undefinierte Begriff der „Oberklasse“, der biblische Sprachduktus und die Verwendung indirekter Rede auf. Allerdings wird diese

Stelle nicht als Zitat markiert. Wer spricht? Ist es Karin, die hier mit religiöser und politischer Sprache spielt, zitiert sie jemanden oder meldet sich hier eine innere und partiell moralisch-religiöse Stimme zu Wort, die Karin warnen möchte? Christa Rotzoll fordert angesichts dieser Uneindeutigkeiten, Karin Struck solle ihr „Publikum ein bißchen weniger verachten“ (Rotzoll 1984 [1973], 205), so könne schließlich keiner folgen. Damit entgeht ihr, wie bewusst diese vermeintliche „Verachtung“ literarisch eingesetzt wird – bis hin zur Respektlosigkeit: Als die junge Karin einen Suizid versucht, wählt sie als Gewichte, mit denen sie ins Wasser gehen will, die Bände des „Kapitals“ aus. (vgl. K 176) Zynischer lässt sich der praktische Nutzen marxistischer Theorie kaum parodieren.

Zu diesem entheiligten Marxismus, der auch in seinen geschlechtertheoretischen Aussagen für Karin unverständlich bleibt (vgl. K23), wird allerdings auch kein Gegengewicht aufgebaut, z.B. in Form eines marxistisch-feministischen Diskurses. Die Figur Karin ist anscheinend in keinem frauenpolitischen Kontext aktiv und ihr Impuls zum Protest ist manchmal nicht mehr als eine im Schweigen verhallende Empörung einer Tagebuchschreiberin: „Wann machen *wir* den Aufstand *selber*? Aber der Aufstand der Weiber läßt die Veränderung der Männer außer acht.“ (K 94) Überwiegend bleibt sie auf Männer bezogen, sucht bei ihnen ihren Ort („Es zieht mich zu H., und es zieht mich zu Z. Wohin gehöre ich?“; K 239) und entwirft von sich selbst das Bild einer passiven, fast schon determinierten Frau: „Ich bin zwischen zwei Klassen und habe mich auch wohl mit den Männern beider Klassen abzugeben, einzulassen, bleibt mir nicht anderes übrig, auch Kinder von beiden zu kriegen [...]“ (K 174) Sie definiert ihre Weiblichkeit in Relation zu Männern („Frau sein können. Was ist das? Geliebte, lieben, geliebt werden.“; K 180)ⁱⁱⁱ, H.s Gewaltausbrüchen möchte sie mit Sanftheit begegnen (vgl. K 129) und ihre Probleme mit Z. versucht sie dadurch zu lösen, dass sie ihn mit einem gemeinsamen Kind an sich zu binden versucht (vgl. K 90, 130, 179, 198). Auch wenn Karin, wie bereits herausgearbeitet wurde, sich als Arbeitertochter einer doppelten Marginalisierung bewusst ist, so lässt sich über einige ihrer Notizen (z.B. wenn sie über das Problem unbezahlter Reproduktionsarbeit von Frauen schreibt; vgl. K 104) mit den Worten Joanne Leals sagen: „they have more the ring of lip-service paid to fashionable

ideas than of commitment [...].“ (Leal 1997, 516). Auch im Feminismus wird für Karin wohl die Sprache ‚der Anderen‘ gesprochen.

IV. Klasse und Klassismus

Karins viele Notizen über das Leben und die Kultur von Arbeiter*innen erfüllen in „Klassenliebe“ eine doppelte Funktion. Auf der textimmanenten Ebene, auf der Karin die Autorin ihres Textes ist, wird sie sich im Schreiben ihrer Identität bewusst und findet darin eine fast spirituelle Ruhe: „Seltsam, wie mich das Schreiben beruhigt. Rosenkranzgebet.“ (K 160) Auf der literarischen Konstruktionsebene ist Karin jedoch das Mittel der Autorin, um die Leser*innen zu adressieren. Karins Notizen über die Arbeiter*innen erhalten auf dieser Ebene eine fast didaktische Funktion: In Abgrenzung zu den als realitätsfern und ignorant dargestellten bürgerlichen Intellektuellen soll den Leser*innen (auch den bürgerlichen Intellektuellen unter ihnen) im Folgenden vermittelt werden, wie Arbeiter*innen ‚wirklich‘ seien.

Was erfahren die Leser*innen aber von Karin über Arbeiter*innen? Zunächst geht es in Karins Einträgen um das Nächstliegende, nämlich um harte Arbeit. Dabei mischen sich ihre eigenen Erinnerungen an die Zeit nach dem Abitur, in der sie selbst in einer Fabrik arbeitete (vgl. K 74f.), mit den imaginierten „müden, kranken, verkrampten Gesichtern“ (K 88) von Fabrikarbeiter*innen, von Arbeiter*innen, die „gefangen“ (K 156) in Büros und Fabriken „bei lebendigem Leib schmoren“ (K 156) und von der harten Arbeit ihres Vaters (vgl. K 203, 278), die ihm einen „Buckel“ (K 246) bescherte, in Summe also von einer Plackerei, nach der die Arbeiter*innen „todmüde“ (K 161) ins Bett fallen, so wie sie auch von ihrer Mutter zu berichten weiß, dass diese „von der Arbeit todmüde gewesen sei“ (K 47).

Neben der harten Arbeit schreibt Karin über die mangelnde Bildung der Arbeiter*innen, die sich einerseits in einer falschen „Ehrfurcht, die sie haben vor ‚Studierten‘“ (K 178), aber auch in „Intellektuellenhaß aus Minderwertigkeitsgefühl, als Abwehr, im Gefühl des Ungenügens“ (K 50) äußern könne. Karin illustriert die Bildungsferne ihrer Eltern und die anderer Arbeiter*innen besonders mit deren Zugang zu Büchern. Ihre Familie besitze nur zwei, die „im Kleiderschrank zu unterst, zugedeckt mit alten Hemden und Unterhosen“ (K 80) liegen würden. Arbeiter*innen zitierten

traditionsbewusst die Bibel (vgl. K 32), konsumierten Groschenromane (vgl. K 76, 97, 224), versorgten sich im „Bertelsmann Lesering“ (K 114) mit trivialer Belletristik, würden „Doktor Schiwago“ (K 251), Bücher von Ludwig Ganghofer (vgl. 221) oder Johannes Mario Simmel (vgl. S. 263) lesen und sich über ein Schülerlexikon bilden (vgl. K 70).

Karin schreibt außerdem über vielfache Formen von Verkümmern, Mangel und Sucht. So notiert sie z.B. Erinnerungen, in denen es um Alkoholismus (vgl. 78, 98f.) oder eine schlechten Ernährung (vgl. K 97) geht. Diese Entfremdung umfasse, so Karin, nicht nur den Bereich der existenziellen Bedürfnisse, sondern auch das Verständnis von Arbeit und Freizeit: „dieser perverse Begriff von Arbeit, Arbeit ist Hetze, Arbeit ist Mühe, Arbeit ist Last, Arbeit ist Unlust, Arbeit ist Verkrampftsein, Arbeit ist Hetze, und Entspannung ist den Hosenschlitz aufmachen, Konfekt fressen [...]“ (K 92f.).

Karin bemerkt auch eine Tendenz zur Selbstverkleinerung, die sich bereits in der Sprache äußere: „Die *kleinen* Leute, sagen selbst die *kleinen* Leute.“ (K 246) Mit der Wahrnehmung, „klein“ zu sein, verbindet sich die Vorstellung, „klein“ bleiben zu müssen oder – als Versuch einer Selbstaufwertung – „klein“ bleiben zu wollen. Diese Einstellung pointiert Karin in ihrem Tagebuch mit der Redensart „Schuster bleib bei deinen Leisten“ (K 224) und sie bemerkt, wie sehr sie diese verinnerlicht hat, wenn sie sich z.B. fragt, ob manche ihrer Ideen „überkandidelte Pläne“ (K 243) seien. Am Beispiel ihrer Mutter stellt sie den Abstand vieler Arbeiter*innen zum Marxismus dar. So neige ihre Mutter dazu, hinter einigen Skandalen „kommunistische Schwarzmalerei“ (K 194) zu vermuten, sie verwende auch nicht den Begriff *Klasse*, sondern sage „die ollen Arbeiter da“ (K 205), ebenso wie sie nicht von der *Bourgeoisie*, aber von „Stand“ (K 215) spreche.^{iv}

Trotz der Selbstverkleinerung seien viele Arbeiter*innen, so Karin, aufstiegsorientiert. So wurde auch Karin trotz eines strapaziös langen Schulwegs (vgl. K 100, 106) und der massiven Diskriminierung, die sie dort als Arbeiterkind seitens der Lehrer*innen erfahren musste (vgl. K 104f.), zum Gymnasium geschickt. Dabei blieben ihre Eltern aber offensichtlich sowohl ihrer Tochter als auch der höheren Bildung gegenüber skeptisch: Karin erinnert sich an hohen Leistungsdruck (vgl. K 50, 101) und

notiert einen charakteristischen Satz ihrer Mutter, mit der diese auf Karins spätere Krise reagiert: „[...] hätten wir die Karin nur nicht auf die Schule geschickt, wo sie verrückt gemacht worden ist.“ (K 196) Die Normativität, die sich hier zeigt, äußert sich auch sonst in einem deutlichen Konservativismus: So findet es ihr Bruder gut, wenn Frauen nicht erwerbstätig sind (vgl. K 15), ihr Vater, der „rechts steht“ (K 253), will Karin Geld geben, damit sie nicht in eine Kommune zieht (vgl. K 225) und ihre Mutter sagt zu ihr: „Führe doch mal ein normales Leben, Karin.“ (K 225)

Um die Erfahrung von Diskriminierung, „die Menschen aufgrund ihrer ökonomischen und kulturellen Verortung in der Gesellschaft machen“ (Kemper und Weinbach 2009, 13), klarer benennen zu können, schlagen Andreas Kemper und Heike Weinbach den Begriff *Klassismus*, der erstmalig 1974 in Texten der US-Lesben-Gruppe „The Furies“ verwendet wurde (vgl. Kemper und Weinbach 2009, 33), vor. Dabei geht es, so Kemper und Weinbach, nicht nur um die ökonomische Situation, „sondern immer auch um die Aberkennungsprozesse auf kultureller, institutioneller, politischer und individueller Ebene“ (Kemper und Weinbach 2009, 13). Genau diese ideologiekritische Perspektive kann Karin aber nicht einnehmen. Sie stellt stattdessen das gesamte Leben der Arbeiter*innen einschließlich ihrer Kultur, Werte, Sprache und Gewohnheiten einfach als Resultat harter Arbeit und sozialer Geringschätzung dar. Das ist einerseits unspezifisch und pauschalisierend und zeigt andererseits, dass Karin die Welt schon vor dem Hintergrund bürgerlicher ‚Normalitäten‘ betrachtet, z.B. kann sie die Bücher der Arbeiter*innen nur deshalb als minderwertig darstellen, weil sie selbst bereits mit dem bürgerlichen Bildungskanon vertraut ist. In diesem Sinn bleiben ihre Aufzeichnungen oberflächlich. Sie reiht überwiegend Klischees aneinander und bleibt dabei auffallend deskriptiv. Ihre Eltern werden nicht als eigenständige Personen sichtbar, die ihr Verhalten selbst erklären können, sondern wirken wie Statist*innen in einem zeitweise rührseligen Sozialreport, deren Leben gleichzeitig abgewertet wird. Sie deckt damit *Klassismus* nicht auf, sondern reproduziert ihn.^v

Auf der Ebene der literarischen Konstruktion erfüllen Karins Notizen über Arbeiter*innen aber eine zweifache Funktion. Inhaltlich wird deutlich gemacht, dass es sich bei den Arbeiter*innen nicht pauschal um „eine wirklich revolutionäre Klasse“ (Marx und Engels 1989 [1848], 31) handeln kann. Statt Klassenstolz und

revolutionärem Mut, welche die studentischen Rebellen^{vi} gerne sehen würden, schreibt Karin von Selbstverkleinerung, Aufstiegsorientierung und Konservativismus. Einmal mehr wird damit auf die Diskrepanz zwischen den Projektionen linker bürgerlicher Intellektueller und der Wirklichkeit hingewiesen. Zum zweiten wird Karins Entfremdung von ihrer Herkunft aufgezeigt. Das wird ihr auch selbst bewusst und ihr Bruder spricht es schließlich aus: „Daß ich merke, wie gehemmt ich bin, ich spreche nicht mehr ‚deren‘ Sprache, fühle mich ‚bewußt‘ und entfernt von ihnen, ich beobachte meine eigene Klasse. Du hast uns immer als Studienobjekt benutzt, sagt Burkhard.“ (K 70) Das, was Karin als ihr Bewusstsein bezeichnet, ist aber schon Effekt ihrer Bildung und ihrer Verbindung zur politischen Linke und verweist damit auf Karins zentrales Thema: der Versuch eines sozialen Aufstiegs durch Bildung.

V. Als Arbeitertochter an der Universität

Wenn Karin über *Klasse* schreibt, dann geht es nie direkt um die marxistische Frage, wer welchen Zugriff zu Produktionsmitteln hat. Materielle Fragen sind für die Figur, die doch immer wieder eine, wenn auch gebrochene, Nähe zum Marxismus behauptet, peripher. Das zentrale Thema für Karin ist vielmehr ‚Bildung‘, sie denkt über den Versuch eines sozialen Aufstiegs durch Bildung nach, aber nicht über eine berufliche Karriere, die primär auf ein hohes Einkommen abzielt. Karin möchte Anerkennung für ihr Denken und für ihren intellektuellen Zugang zur Welt erhalten und wählt deshalb (wie ihre Autorin) ein literaturwissenschaftliches Studium. Damit wird sie auch als typische Vertreterin der *Student*innenbewegung*, deren Proteste ihren Ausgangsort besonders in den geistes- und sozialwissenschaftlichen Instituten fanden, markiert. Gleichzeitig wird hervorgehoben, dass sie eine *Arbeitertochter* ist, die sich nicht, wie die Mehrheit der *Arbeiteröhne*, für ein Studium entscheidet, was sich nach dem mühevollen Bildungsaufstieg auch monetär lohnt (so wie H., der Medizin studiert, vgl. K 238). Karin geht es also nicht um den Aufstieg in die *Bourgeoisie*, wohl aber – auch wenn weder der Figur noch der Autorin dafür schon dieser Begriff zur Verfügung stand – über die Aneignung eines bürgerlichen *Habitus*.

Abgrenzend zur geläufigen Bedeutung, nach der ein persönlicher Verhaltensstil als „Habitus“ bezeichnet wird, ist der *Habitus* in der Terminologie Pierre Bourdieus

gesellschaftlich vermittelt und zeigt sich zwar subjektiv, aber nicht individuell. Er hängt von äußeren Lebensbedingungen, aber auch von der Zugehörigkeit zu einer bestimmten sozialen Klasse ab. Bourdieu spricht vom Klassenhabitus als „Inkorporation der Klassenlage und der von ihr aufgezwungenen Anpassungsprozesse“ (Bourdieu 2018 [1982], 175), der bestimmte „Formen von Praxis“ (Bourdieu 2018 [1982], 277) und auch das entsprechende „Klassifikationssystem (principium divisionis) dieser Formen“ (Bourdieu 2018 [1982], 277), z.B. einen bestimmten Geschmack, hervorbringe. So werde z.B. eine „unmittelbare Vertrautheit mit geschmackvollen Dingen“ (Bourdieu 2018 [1982], 137) von bestimmten *sozialen Klassen* an die nächste Generation wie ein Erbe weitergegeben und helfe dem Nachwuchs, sich anderen *Klassen* gegenüber abzuheben. Bourdieu verbindet diese Analyse mit einer Auffächerung des marxistischen Kapitalbegriffes in verschiedene Kapitalformen (z.B. ökonomisches, kulturelles, soziales Kapital), die jeweils geerbt oder erworben werden könnten und unterschiedlich eingesetzt werden müssten (vgl. Bourdieu 2018 [1982], 143-150 und 193-195). Damit schärft er den Blick dafür, dass die Identität einer *sozialen Klasse* nicht nur über Besitz und Geld, sondern auch über Bildung, Kontakte, Gewohnheiten, Geschmack, soziale Kompetenzen etc. vermittelt wird. So können folglich Arbeiterkinder, die in ihrer Ausgangsposition oft kapitalschwach sind, über die Aneignung bestimmter Kapitalformen (z.B. Bildung) sozial aufsteigen, sie sind dabei aber denen gegenüber habituell im Nachteil, die diese Kapitalformen quasi ‚geerbt‘ haben.

Trotz aller Arbeit, die Karin in ihren Bildungsaufstieg investiert hat, mangelt es ihr aufgrund ihrer sozialen Herkunft am *kulturellen Kapital*, um in der Welt bürgerlicher Intellektueller anzukommen. Ihr Leiden an dem „böhmische[n] Dorf Dissertation“ (K 103) stärkt ihr Gefühl, an der Universität fremd zu sein. Der Druck erhöht sich durch ihr Bild von Wissenschaft: „Und ich arme Irre glaube, Forschung ist etwas Heiliges. Ich will etwas erforschen, für das Geld, das die Arbeiterklasse für mich zahlt. Ich arme Irre.“ (K 61) Anders als viele bürgerliche Student*innen, die es gewohnt sind, dass ihre Bildung finanziert wird, blockiert sich Karin durch die Vorstellung, eine moralische Verpflichtung den Arbeiter*innen gegenüber zu haben.

Zum *Klassismus* gehöre, so Kemper und Weinbach, auch eine Strategie der Naturalisierung (vgl. Kemper und Weinbach 2009, 24f.). Im Bürgertum wird Bildung

deshalb auch oft als ‚Begabung‘ oder als ausschließlich persönliche ‚Leistung‘ dargestellt und dabei Ressourcen und Privilegien (gute Schule, Privatstunden, gebildetes Umfeld, Sprachreisen und Auslandsaufenthalte, Zugang zu Büchern und Instrumenten etc.) als quasi-selbstverständlich ausgeblendet. Karin hat hingegen das Gefühl, sich in die höheren Bildungsinstitutionen „gegaunert“ (K 80) und dort alles „ergaunert“ (K 106) zu haben, d.h. dass sie ihre eigene Leistung weder wertschätzen noch nach außen selbstbewusst herausstellen kann. Die Worte des Psychologen im Arbeitsamt – Worte, die ein Bürgerkind nicht zu hören bekommt – empören sie, sie kann sie aber nicht richtig abwehren: „Ja, intelligent sind Sie nicht allzusehr, [...] aber fleißig und ausdauernd, das sind Sie, wie alle Arbeiterkinder.“ (K 59) Aufgrund ihres schwachen Selbstbewusstseins hallen diese Einschätzungen bei ihr nach, sodass sie an späterer Stelle wieder darauf zurückkommt: „[...] sogenanntes Genie entstehe nur in der Reihe von hochbegabten Familien, aus der Masse des Volkes gebe es nur ‚Zufallstreffer‘.“ (K 182) Während der männliche Bildungsaufsteiger H. so etwas als „faschistische Theorie“ (K 182) abwehren kann, sagt Karin: „Ich bin nichts.“ (K 182), womit seitens der Autorin auch ein Geschlechterunterschied in der inneren Verarbeitung von Abwertung angedeutet wird. Arbeitersöhnen, die Professoren geworden sind, weist sie im Text ein Karrieremuster zu, das überwiegend auf Verdrängung basiert (vgl. K 62, K 158) und für ihre weibliche Figur Karin nicht praktikabel ist.

Karins Erfolg, es an die Universität geschafft zu haben, und die gleichzeitig erfahrene Abwertung beschädigen auch ihre Fähigkeit, sich selbst adäquat einschätzen zu können, so dass sie zwischen euphorischer Selbstüberschätzung („Ich bildete mir ein, eine Rosa Luxemburg zu sein und zu werden.“; K 116) und völliger Überforderung („Wann soll ich denn das alles studieren? Ich muß doch hundertfünfzig Jahre alt werden, ich muß.“; K 145f.) hin- und herschwankt. Bestätigung kann deshalb nur von außen kommen. So plagt sie „die Gier, anerkannt, beachtet, geliebt zu sein“ (K 54) und sie erkennt ihre Abhängigkeit: „Was mich so erschreckt: daß ich ohne das Lob von anderen gar nichts bin, ich lebe ‚von Gnaden‘ anderer.“ (K 171) Sie findet aber keinen Ausweg aus ihrem beschädigten Selbstwertgefühl und generiert stattdessen ein äußerst destruktives Mantra: In fast zwanghafter Wiederholungsschleife klagt sie darüber, dass sie sich nichts merken kann (vgl. K 44, 82, 101, 102, 117, 120, 143, 259). In letzter

Konsequenz nähren diese Empfindungen die Distanz zum eigenen Bildungsverständnis. War Karins Blick auf das Bildungsbürgertum lange Zeit geprägt von „Sehnsucht, zu können was sie können, sie zu schlagen“ (K 103), tritt nach und nach eine Entzauberung der Bildungsbürger*innen und eine zaghafte Aufwertung ihrer eigenen Leistung ein: „Diese Intellektuellen lesen ja nie ein Buch ‚von vorne bis hinten‘, das machen eben nur Kinder wie wir, wie H. und ich.“ (K 202)

In dieser zunehmenden Distanzierung bleibt Karin vom bürgerlichen *Habitus* und den dazugehörenden Vorstellungen von Stil und Geschmack beeindruckt (vgl. K 259), äußert sich aber trotzdem scharf gegen die linken bürgerlichen Intellektuellen. Beides wird besonders am textimmanenten Diskurs über Literatur deutlich. Nicht nur bei den philosophischen Klassikern der 68er hat Karin das Gefühl, hier würde eine andere Sprache verwendet („aber warum ist diese schwere Begrifflichkeit für uns nicht faßbar, Jutta, was sind das für Bücher, Jutta“; K 144, in Bezug auf Habermas), auch bei Biographien beklagt sie die bürgerliche Hegemonie: „Wo sind die Bücher von meinesgleichen?“ (113) Wichtig bleiben für sie jedoch die vielfach von ihr zitierten kanonischen literarischen Texte – und das trotz aller Ambivalenz zum bildungsbürgerlichen Kulturbegriff, die so groß ist, dass sie am Ende ihres Studiums denkt, sie müsse „noch einmal neu Literatur studieren“ (K 117). In diesem Zusammenhang äußert Karin und mit ihr die Autorin eine Kritik, mit der implizit an die 68er-Kontroverse vom *Tod der Literatur* (vgl. Beutin et al. 2001, 632-635) angespielt wird. Diesen Bruch der Bürgerkinder mit dem literarischen Bildungskanon deutet Karin aus ihrer Sicht als Phänomen einer Übersättigung. (Vgl. K 118) Damit artikuliere sich auch, so sieht es Karin, eine arrogante und ignorante Haltung denjenigen gegenüber, die anders über Literatur an sich denken und nie die Möglichkeit hatten, sich in ein Verhältnis zum bürgerlichen Literaturkanon zu setzen: „Für uns [Arbeiterkinder; S.G.] ist Literatur wie tägliches Brot, wie Wasser. Kommt das Leben ohne Brot? Was gehen uns die Parolen der linken Bürgersöhnchen an, Literatur sei Scheiße? Gar nichts. Wissen, was Sprache ist. Was heißt für *uns*: Literatur studieren? [...] Sie gönnen uns die ‚geistigen Lehrer‘ nicht, die sie selber haben, die ihnen selbstverständlich sind.“ (K 118) Die Wortführer werden dabei als „Bürgersöhnchen“ männlich markiert, was noch einmal zeigt, dass die *Student*innenbewegung* als ‚männlicher‘ Raum gesehen wird.

Gina Happich sieht aufgrund solcher Auseinandersetzung mit der sozialen Herkunft in Strucks Roman einen „soziologischen (Roh)stoff“ (Happich 1984 [1973], 195), der aber literarisch wertlos sei. Auch wenn ihr hier widersprochen werden soll, so berührt ihre Kritik doch einen interessanten Punkt, dem kurz nachgegangen werden soll. 1988 erschien unter dem Titel „Scheidelinien. Über Sexismus, Rassismus und Klassismus“ die deutsche Übersetzung von Anja Meulenbelts Buch, in dem sie Erfahrungsberichte über unterschiedliche Formen von Ausgrenzung in den Niederlanden auswertet. Klassistische Diskriminierungserfahrungen seien, so kann sie schließlich folgern, durch wiederkehrende Muster charakterisiert, z.B. durch das Fehlen von Vorbildern (vgl. Meulenbelt 1988 [1885], 85), mangelnde Unterstützung in der eigenen sozialen Gruppe (vgl. Meulenbelt 1988 [1885], 87), häufige Abwertung (vgl. Meulenbelt 1988 [1885], 99) oder, im Fall eines sozialen Aufstiegs, durch das belastende Gefühl vieler Menschen, „daß sie nicht zurückkönnen“ (Meulenbelt 1988 [1885], 88). In markanter Überschneidung finden sich diese Beispiele – trotz des zeitlichen Abstands – auch in Strucks Roman. Signifikant ist das besonders, wenn es um die Interdependenz von *Klasse* und *Geschlecht* geht: Meulenbelt schreibt, dass Arbeiterfrauen bzw. Arbeitertöchter Männer derselben Klassenidentität „nicht nur als Unterdrücker sehen“ (Meulenbelt 1988 [1885], 138) und dementsprechend zur Loyalität ihnen gegenüber neigten, selbst dann, wenn diese unangebracht sei. So schreibt auch Karin, die von H. geschlagen wird, dass dessen Aggressionen „die Folgen dieser jahrzehnte- und jahrhundertelang den Arbeitern und Arbeiterkindern einsoufflierten Minderwertigkeit“ (K 147) seien. Diese Parallelen zeigen, dass der literarische und der sozialwissenschaftliche Diskurs trotz aller Unterschiedlichkeit manchmal gemeinsam gesellschaftliche Strukturen aufzeigen können.

VI. Die Emanzipation einer Linken von der Linken

Es bleibt in „Klassenliebe“ aber nicht bei der Problematisierung eines unwirtschaftlichen Zwischenraums, sondern es werden auch Auswege gezeigt. Karin versucht zunächst, sich von alten Bindungen zu lösen und den Rückzug anzutreten. So befreit sie sich von ihrer Fixierung auf Z. und wird sich dabei ihrer Erschöpfung bewusst: „Ruhig in einer ungeheuren Erschöpfung. Als hätte ich meine Liebe mit langen hochgehaltenen

Armen hingestreckt und Z. hätte sie zurückgestoßen. Fast ruhig gegen Z. in einer ungeheuren Erschöpfung. Die Erschöpfung nach den Abiturprüfungen.“ (K 240) Dass über die Nennung der „Abiturprüfungen“ Z.s Abwehr mit Karins beschwerlichem Bildungsweg parallelisiert wird, zeigt noch einmal, dass Karin mit dem Einsatz ihrer gesamten Identität als Frau, Linke und Arbeitertochter in dieser Beziehung involviert war. Mit der gescheiterten Beziehung löst sich Karin auch von ihrer Doktorarbeit, fast so, als hätte diese auch eine Eintrittskarte in Z.s Welt werden sollen. Dass sie damit eine ihrer Brücken in das Bildungsbürgertum abbricht, ist ihr bewusst: „Es wird keine Urkunde geben. Ich habe immer abgestritten, daß die Urkunde etwas bewirkt. Aber sie bewirkt etwas.“ (K 208) Was folgt ist Karins Neuorientierung, die mit einer veränderten Haltung zur Linken, zum Frau-Sein und zu ihrer Herkunft verbunden ist.

Die neue Haltung zur Linken zeigt sich zunächst in einem Rückzug, der nicht überraschend kommt, da Karin schon zu Beginn des Romans die Arbeitsethik und Moral ihrer Genoss*innen in Frage gestellt hat: „Ich will mich aber gar nicht aufopfern. Ich will jetzt leben. Hier.“ (K 77) Zunehmend setzt sie sich auch von anderen Wertvorstellungen der Linken ab. Während dort ein Wunsch nach Kindern kritisiert wird (vgl. K 122), stiftet ihre Schwangerschaft ihr am Schluss eine neue Identität: „Das ist meine Situation. Ein Leben vor der Geburt.“ (K 275) Ihre kritische Haltung zur Abtreibung (vgl. K 94ff., 131f., 212), die einen Dissens mit der Linken markiert, wird schließlich auch mit dem Thema der sozialen Herkunft verbunden, denn es sind ihre Eltern, die ihr Mut machen, das Kind zu bekommen (vgl. K 209). Damit üben sie letztendlich einen stärkeren Einfluss auf Karin aus als deren politischer Kontext. Die Distanz zur Linken erfolgt also besonders in den Bereichen, in denen sich Karin aufgrund ihrer individuellen Klassen- und Geschlechtsidentität fremd fühlt.

In der fast mythischen Aufladung der Schwangerschaft („Kann die Geburt nicht eine Ekstase werden? Ein dionysisches Fest?“; K 209) artikuliert sich auch eine Vorstellung von Weiblichkeit, die sich durch den ganzen Text zieht, aber zunehmend von ihr selbst angenommen wird. Getragen wird diese Vorstellung von der Annahme eines ‚guten natürlichen Ursprungs‘ und dessen Zerstörung durch die Gesellschaft: „Ist in den Frauen nicht eine Qualität, die anfangs auch in den männlichen Menschen war, die ihnen aber ausgetrieben wurde?“ (K 24) Im Kontakt mit der Natur sucht Karin

geradezu exzessiv eine vermeintliche ‚Ursprünglichkeit‘, z.B. indem sie nackt in der Sonne liegt (vgl. K 68f.) nackt wandern (vgl. K 135) oder nackt durch Regen laufen (vgl. K 142) möchte. Die Sprache für diese Bilder unterscheidet sich dabei oft von dem sonst üblichen linkspolitischen Vokabular. So spielt der Satz „Die Haare lose lassen: ohne Angst allein im Wald spazierengehen“ (K 85) z.B. an das Gedicht „Am Turme“ der adeligen Annette von Droste-Hülshoff an.^{vii} Auch in ihrem Sprechen über Sexualität sucht Karin nach etwas vermeintlich ‚Unverbrauchtem‘, das nicht an die Sprache der Linken erinnert: „Ich wundere mich, daß ich plötzlich Wörter wie ‚ficken‘ so leicht gebrauche. [...] Das Bedürfnis bleibt, meine eigenen Wörter zu erfinden, schöner, wilder, lieblicher, krasser.“ (K 84) Damit wird ebenfalls eine Verbindung zur Kultur der Arbeiter*innen hergestellt, denn H., so stellt sie fest, sagte erst „Schwanz“, nachdem er linke Bücher gelesen hatte (vgl. 96).

Kurz nach der Notiz „Z. muß ich vergessen“ (K 224) folgt ein Eintrag über Frauen [anscheinend Z.s Affären; S.G.], die bedenkenlos den Coitus Interruptus praktizieren. Karin schreibt: „Was gehen mich seine Weiber an! Ich bin Karin. Ich bin Ich. Und mir macht diese Methode etwas aus.“ (K 234) Die Karin, die schrieb „Ich hatte nie ein Ich“, kann jetzt „Ich bin Ich“ sagen – allerdings in Abgrenzung zu anderen Frauen, was das Gegenteil eines feministischen Schulterchlusses ist. Dieses solitäre „Ich“, das sich von Männern und Frauen lossagt, findet seine Heimat wieder zunehmend in der Welt der Eltern. Deren Vorstellungen von Liebe und Partnerschaft erscheinen letztendlich die zu sein, in denen Karin einen Wert zugesprochen bekommt: „Den Mann [gemeint ist Z.; S.G.] solle ich vergessen. Du hast so volles Haar, meine Mutter streichelt mir über den Kopf, wenn er dich nicht will, laß ihn doch. Wenn ich ein Mädchen will, heirate ich es doch.“ (K 225)

Derart gestärkt kann ihr eine neue Haut und zwar eine proletarische „Schwartenhaut“ (K 241) wachsen, die dem neu gewonnenen „Ich“ Halt geben kann: „Eine dicke Schwartenhaut anlegen. Unbeirrt meinen Weg gehen. Ich irre nicht? Ich verirre mich nicht? Ich bin nicht verirrt? Ich bin nicht irr? Die große Abnabelung.“ (K 241) Zur Metapher dieses zurück eroberten Heimatgefühls wird das „Schwarzsauer“ (K 231), dieses Essen armer Leute, mit dem Karin sich „Geborgenheitserinnerung“ (K 231) einverleiben kann. Stand die *Arbeiterklasse* anfangs also überwiegend für eine „Enge“

(K 81), die es zu verlassen galt, so wird sie nach dem Verlust des Un-Ortes zwischen H. und Z. und dem Un-Ort zwischen der Herkunft und der intellektuellen Linke zur Heimat, zu einem Ort für ein „Ich“. Zum „Schwarzsauer“ gibt es bereits vor Beginn des Romantextes eine Definition – so verbinden sich in ihm der Anfang und das Ende des Romans, was die Bedeutung der *Arbeiterklasse* in Karins Leben hervorhebt.

Ob Karins Entwicklung nun positiv als Geschichte einer Subjektwerdung oder kritisch als ein Abdriften in Vereinzelung und Isolierung verstanden werden soll, darüber diskutiert die Forschung seit der Veröffentlichung von „Klassenliebe“ (vgl. Leal 1997, 510f., 521f., 526-528; Möhrmann 1981, 341-344). Hier soll festgehalten werden, dass es einen Teil von Karin gibt, der für sie am Ende nicht mehr lebbar ist – und das ist der Teil, der als eine linke intellektuelle Frau leben und sich dabei nicht zwischen zwei Klassenidentitäten und deren männlichen Vertretern entscheiden möchte. Was aber bei der Figur scheitert, das gelingt der Autorin. Sie konstruiert mit diesem Roman sich selbst als Arbeitertochter *und* linke intellektuelle Schriftstellerin. Dieser Effekt, der übersehen werden muss, wenn nicht zwischen literarischem Text und Autorinnenvita getrennt wird, ermöglicht abschließend noch einmal einen differenzierten Blick auf das auffällige Zitieren im Text. Textimmanent illustrieren die Zitate Karins Sprachlosigkeit, die Ausdruck ihrer Position in einem Zwischenraum ist. So schreibt sie in das Tagebuch: „Welche Sprache kann ich sprechen? Ich spreche eine Niemandssprache in einem Niemandland. In einem Zwischenreich. Weder Bayrisch noch Pommersch noch Westfälisch noch Platt noch Bürgerlich noch Proletarisch.“ (K 82) Um diese „Niemandssprache“ hinter sich zu lassen, sucht sie nach einer Sprache, die sie sich ausleihen und aneignen kann. Da sie in dieser entliehenen Sprache aber nur unverständliche Bürgerlichkeit findet, bleiben ihr nur düstere Trugbilder: „Alpträume, ich lief ein Lebenlang mit Büchern in der Hand herum, mit aufgeschlagenen Büchern, Zitate unterstrichen, würde immer nur diese Zitate vorlesen, denn ich selbst bin ein Nichts, gehöre nicht zu den Büchern.“ (K 182) Die Autorin zeigt hingegen, dass sie eine Sprache gefunden hat: Indem sie das bildungsbürgerliche Wissen durch Zitat und Montage zum Material macht, kann sie sich davon emanzipieren. Während Karin also die ganze Zeit darüber schreibt, einen Roman schreiben zu wollen, haben die Leser*innen einen fertigen Roman in der Hand und dessen Autorin, Karin Struck,

erhebt sich mit ihm über ihre Figur. Karin schreibt mit biblischer Emphase: „Ich weiß, ich will mir Geschöpfe schaffen. Menschen nach meinem Bilde.“ (K 178) Bei Karin Struck kommt dieser Wille an ein Ziel.

„Ein Buch ist ein Brief, ist ein Ruf, ist ein Hilferuf, ist immer ein Ruf um Hilfe“ (K 81), schreibt Karin. Karin Strucks „Hilferuf“ liest sich aber vor allem als deutliche Kritik an der *Student*innenbewegung*, den linken Männern und der bürgerlichen Klassenarroganz – und das im Suhrkamp-tauglichen Format.

VII. Interventionen in Literatur und Politik

Indem in „Klassenliebe“ also die Emanzipation einer linken Arbeitertochter von einer als ‚männlich‘ und ‚bürgerlich‘ charakterisierten Linken gezeigt wird, stellt der Roman auch eine Intervention in die *Arbeiterliteratur* der Zeit dar. Es waren nämlich oft intellektuelle bürgerliche Linke, die in den 70er Jahren (besonders auch im „Werkreis Literatur der Arbeitswelt“, dem Karin Struck zeitweise angehörte) versuchten, die Literatur von Arbeiter*innen ideologisch zu beeinflussen. (Vgl. Beutin et al. 2001, 623-629; Breuer 2002, 114f.) Karin Struck setzt etwas dagegen, indem sie die Arbeiter*innen als wenig politisch und die politischen Kontexte um 1968 als wenig konsequent darstellt. Aber ist „Klassenliebe“ deshalb *Arbeiterliteratur*?

Sicher nicht, denn dass das Karin ins Tagebuch notierte Projekt – „Ich will die kleinen Leute groß machen“ (K 246) – eher gescheitert und der Blick auf die Arbeiter*innen ebenfalls verzerrt ist, wurde schon unter IV.) dargelegt. Gelungen ist hingegen eine Auseinandersetzung mit einer Arbeitertochter, die sich über ihre Bildungskarriere von ihrer Herkunft entfremdet – das ergibt allerdings eine fast schon bürgerliche Problematik. So ist hier Martin H. Ludwig zuzustimmen: „Die schriftstellerische Präsentation der Aufsteigerproblematik weist den Roman Karin Strucks in den Bereich der bürgerlichen Literatur: So die ausschließliche Fixierung auf das Individuum, die Schreibweise einer ungewohnten Syntax und das ständige Zitieren einer breiten Palette von Autoren und Quellen, die für die ‚Gebildeten‘ bezeichnend sind.“ (Ludwig 1976, 106). Strucks Zugang zur Thematik erweist sich von heute aus betrachtet jedoch als durchaus innovativ, denn aktuell erreichen Bücher wie „Rückkehr nach Reims“ von Didier Eribon und „Die Jahre“ von Annie Ernaux hohe Auflagen. Beiden gemeinsam ist

der Versuch, die Entstehung des eigenen Ichs vor dem Hintergrund gesellschaftlicher Entwicklungen zu verstehen. (Vgl. Eribon 2017 [2009]; Ernaux 2018 [2008]) Besonders Eribon thematisiert damit den sozialen Aufstieg durch Bildung am Beispiel seines mühsamen Weges vom Arbeitersohn zum Professor.

Statt als *Arbeiterliteratur* wurde „Klassenliebe“ auch meistens als *Frauenliteratur* rezipiert. Diese Zuordnung aber eindeutig zu bestätigen, muss schon an der unklaren Definition des Genres scheitern, denn die allgemeine Formel, *Frauenliteratur* sei Literatur von, für und über Frauen, ist, wie Inge Stephan bemerkt, literaturwissenschaftlich unbrauchbar. (Vgl. Stephan 2007, 626) Nur gemäß der ganz allgemeinen Begriffsbestimmung, *Frauenliteratur* sei eine „Sammelbezeichnung für die Literatur von Frauen, die im Kontext der Neuen Frauenbewegung entstanden ist, wie sie sich nach 1968 konstituiert hat“ (Stephan 2007, 626), lässt sich die Frage eindeutig bejahen. Demnach kann diese aber auch nicht generell als feministische Literatur gelten. Ob sich z.B. die abschließende Orientierung der Figur „Karin“ an ein quasi unentfremdetes weibliches Erleben als ‚feministisch‘ bezeichnen lässt, liegt am jeweiligen Verständnis von Feminismus und die diesbezüglichen Antworten aus der Literaturwissenschaft fallen dementsprechend unterschiedlich aus (vgl. Breuer 2002, 115-117; Möhrmann 1981, 341-344). Festzuhalten ist aber, dass mit „Klassenliebe“ eine literarische Entwicklung aufgegriffen und aus dezidiert weiblicher Perspektive weiterentwickelt wurde. So reagierte Struck vorausschauend auf den sich entwickelnden Trend zur *Neuen Subjektivität* (vgl. Beutin et. al. 2001, 635-640) und auf die neue Popularität literarischer Tagebücher und literarisierter Selbstfindungen wie „Tagebuch 1966-1971“ von Max Frisch [1972], „Kopf und Bauch“ von Gerhard Zwerenz [1971] oder „Wunschloses Unglück“ von Peter Handke [1972] (Texte und Autoren, die sie in „Klassenliebe“ auch erwähnt), verbindet diese literarischen Entwicklungen aber mit der Darstellungen weiblicher Lebenswelten und wurde damit zu Inspiration für feministische Autorinnen, ganz besonders für Verena Stefan, die bereits mit dem Titel ihres Romans „Häutungen“ [1975] auf Strucks „Klassenliebe“ anspielt.^{viii} (Vgl. K 268) Die undifferenzierte Rezeption von „Klassenliebe“ als reine Autobiographie hat dabei immer wieder Kritik an der Bezeichnung als *Roman* hervorgebracht. Einen Höhepunkt erreichte das sicher in der Rezension von Petra Kippstoff in „Die Zeit“ vom 08.06.1973,

die in „Klassenliebe“ gänzlich verfehlt einen *Bericht* erkannte (vgl. Kipphoff 1984 [1973], 202) und nicht an Ironie sparte: „Was dieses Buch zu einem ‚Roman‘ macht, weiß hoffentlich wenigstens der Verleger.“ (Kipphoff 1984 [1973], 204) Dagegen konnte in diesem Artikel mit der Unterscheidung einer textimmanenten Ebene und einer Ebene der literarischen Konstruktion der literarische Charakter von „Klassenliebe“ herausgearbeitet werden. Trotzdem bleibt die abschließende Frage, ob Strucks Text nicht treffender, äquivalent zum *Briefroman*, als „Tagebuchroman“ hätte bezeichnet werden können. Jenseits der verlegerischen Verkaufsstrategie ist allerdings auch kein Autor und keine Autorin verpflichtet, sich an einer literaturwissenschaftlichen Definitionsstrenge zu orientieren. Karin Struck hat sich letztendlich wohl der genretypischen Offenheit des *Romans* bedient, um eine Leseanleitung voranzustellen: „Klassenliebe“ ist als ein *literarischer Text* zu lesen. In diesem Sinn hat die Autorin in einem Interview auch für spätere Werke zwischen der ihr vorgeworfenen „Selbstbewältigung“ (Jurgensen 1985, 33) und ihrer „poetische[n] Arbeit“ (Jurgensen 1985, 33) unterschieden.

In Strucks Verständnis artikuliert sich in „Klassenliebe“ keine Entpolitisierung, sondern ein anderes Politikverständnis als das in der *Student*innenbewegung* übliche. Die Autorin wendet sich gegen eine abstrakte und vermeintlich ‚objektive‘ Analyse der Verhältnisse und betont stattdessen Erfahrung, Gefühl, Subjektivität und eine „Versinnlichung der Politik“ (Jurgensen 1985, 60). Dazu gehört es auch, sich gegen eine Trennung von ‚privat‘ und ‚politisch‘ auszusprechen und das „Kästchendenken“ (K 126) zu überwinden, nach dem etwas nur dann politisch sei, „wenn man mit roten Fahnen durch die Straßen marschiert“ (K 126). Die Suche nach dem Ich wird demnach zur Voraussetzung für politisches Handeln: „Unsere privateste Biografie verbindet uns mit den andern, und erst unsere Fähigkeit privat zu sein, befähigt uns, in Gemeinschaft sein zu können.“ (Struck 1984 [1977], 58)

Karin Struck findet also, so lässt sich hier zusammenfassen, als Autorin ihre Sprache als intellektuelle Arbeitertochter und bemächtigt sich mit ihrem Roman einer Position, von der aus sie auf ‚männlich‘ und bürgerlich verfasste Strukturen der *68er-Bewegung* hinweisen kann. Sie entfaltet das am Beispiel von Beziehungsformen, der Kontroverse vom *Tod der Literatur* und von linker Theoriesprache, hinterfragt

bürgerliche Zerrbilder von vermeintlich ‚revolutionären‘ Arbeiter*innen, entwirft in Distanz zu linken und feministischen Werten alternative (und provozierende) Vorstellungen von Weiblichkeit und schafft mit ihrer Figur „Karin“ eine Arbeitertochter, die aufgrund ihrer *Klasse* und ihres *Geschlechts* keinen Ort in dieser Linken finden kann. Indem sie ihre Figur aufgrund ihres *Klassenhabitus* an der Promotion scheitern lässt, hinterfragt sie auch die vermeintliche Chancengleichheit in der Gesellschaft: Obwohl diese zu den primär linkspolitischen Forderungen gehört, ist es die Bürgerlichkeit der Linken, die diese letztendlich verhindert.

Ob es sich bei dieser derart kritisierten *Studenten*innenbewegung* wirklich um Marx' Erben gehandelt hat oder nicht, ist bis heute umstritten. (Vgl. Kießling 2006, 17f.) Dass aber heute, um ein Beispiel zu nennen, in Nordrhein-Westfalen nur 11% der Professor*innen eine sogenannte „niedrige“ soziale Herkunft aufweisen und wiederum Arbeitertöchter nur einen kleinen Teil dieser 11% ausmachen (vgl. Möller 2014), zeigt besonders eines: die Aktualität von „Klassenliebe“.

Bibliographie

- Adler, Hans, und Schrimpf, Hans Joachim. 1984. Karin Struck: Ich schreibe, also bin ich. Einleitung der Herausgeber. In *Karin Struck*. Hg. von Hans Adler und Hans Joachim Schrimpf. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 11-42.
- Adler, Hans, und Schrimpf, Hans Joachim (Hg.). 1984. *Karin Struck*. Frankfurt am Main: Suhrkamp. [zitiert: Adler und Schrimpf 1984a]
- Beutin, Wolfgang, et al. 2001. *Deutsche Literaturgeschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart*. 6. Aufl. Stuttgart: J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung.
- Boerner, Peter. 1969. *Tagebuch*. Stuttgart: J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung.
- Bourdieu, Pierre. 2018 [1982]. *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Breuer, Ulrich. 2002. Nackt wandern. Karin Strucks „Klassenliebe“ im Bekenntnisdiskurs (der siebziger Jahre). In *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 126/32: 103-127.
- Dietze, Gabriele et. al. 2007. Einleitung. In *Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität*. Hg. von

Katharina Walgenbach, Gabriele Dietze, Antje Hornscheidt und Kerstin Palm. Opladen: Verlag Barbara Budrich, S. 7-22.

Enzensberger, Hans Magnus. 1968. Ein Gespräch über die Zukunft mit Rudi Dutschke, Bernd Rabehl und Christian Semler. *Kursbuch* 14: 146-174.

Eribon, Didier. 2017 [2009]. *Rückkehr nach Reims*. Aus dem Französischen von Tobias Haberkorn. 13. Aufl. Berlin: Suhrkamp.

Ernaux, Annie. 2018 [2008]. *Die Jahre*. Aus dem Französischen von Sonja Finck. 6. Aufl. Berlin: Suhrkamp.

Glaser, Hermann. 1991. *Kleine Kulturgeschichte der Bundesrepublik Deutschland. 1945-1989*. Lizenzausgabe für die Bundeszentrale für politische Bildung. 2., durchgesehene Aufl. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung [zuerst: München: Carl Hanser Verlag].

Happich, Gina. 1984 [1973]. Karin Struck: Klassenliebe. In *Karin Struck*. Hg. von Hans Adler und Hans Joachim Schrimpf. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 194-199.

Heuer, Rolv. 1984 [1973] Bon jour, Proletariat. In *Karin Struck*. Hg. von Hans Adler und Hans Joachim Schrimpf. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 186-188.

Jurgensen, Manfred. 1985. *Karin Struck. Eine Einführung*. Bern: Verlag Peter Lang.

Kemper, Andreas, und Weinbach, Heike. 2009. *Klassismus. Eine Einführung*. Münster: Unrast-Verlag.

Kießling, Simon. 2006. *Die antiautoritäre Revolte der 68er. Postindustrielle Konsumgesellschaft und säkulare Religionsgeschichte der Moderne*. Köln: Böhlau.

Kipphoff, Petra. 1984 [1973]. Schreiben als Beschwörung. In *Karin Struck*. Hg. von Hans Adler und Hans Joachim Schrimpf. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 202-204.

Leal, Joanne. 1997. The Politics of ‚Innerlichkeit‘: Karin Struck’s ‚Klassenliebe‘ and Verena Stefan’s ‚Häutungen‘. In *German Life and Letters* 50/4: S. 508-528.

Lejeune, Philippe. 1998 [1975] Der autobiographische Pakt. In *Die Autobiographie. Zu Form und Geschichte einer literarischen Gattung*. Hg. Von Günter Niggel. 2. Aufl. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, S. 214-257.

Ludwig, Martin H. 1976. *Arbeiterliteratur in Deutschland*. Stuttgart: J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung.

- Marx, Karl, und Engels, Friedrich. 1989 [1848]. *Manifest der Kommunistischen Partei*. Stuttgart: Reclam.
- Meulenbelt, Anja. 1988 [1885]. *Scheidelinien. Über Sexismus, Rassismus und Klassismus*. Aus dem Niederländischen von Silke Lange. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Verlag.
- Möhrmann, Renate. 1981. Feministische Trends in der deutschen Gegenwartsliteratur. In *Deutsche Gegenwartsliteratur. Ausgangspositionen und aktuelle Entwicklungen*. Hg. von Manfred Durzak. Stuttgart: Reclam, S. 336-358.
- Möller, Christina. 2014. *Als Arbeiterkind zur Professur? - Wissenschaftliche Karriere und soziale Herkunft*. Veröffentlicht unter: www.academics.de/ratgeber/arbeiterkind (Zugriff: 02.02.2019)
- Rotzoll, Christa. 1984 [1973]. Zwischen den Klassen?. In *Karin Struck*. Hg. von Hans Adler und Hans Joachim Schrimpf. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 205-206.
- Schneider, Peter. 2008. *Rebellion und Wahn. Mein 68*. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Schwarzer, Alice. 1984 [1973] Die mit dem Penis schreiben. In *Karin Struck*. Hg. von Hans Adler und Hans Joachim Schrimpf. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 234-237.
- Stephan, Inge. 2007. Frauenliteratur. In *Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft*. Hg. Von Klaus Weimar, Harald Fricke, Klaus Grubmüller und Jan-Dirk Müller. Berlin: de Gruyter, S. 625-629.
- Struck, Karin. 2013 [1973]. *Klassenliebe*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Struck, Karin. 1984 [1977] Das Private ist das Politische. In *Karin Struck*. Hg. von Hans Adler und Hans Joachim Schrimpf. Frankfurt am Main: Suhrkamp, S. 53-58.
- Wagner-Egelhaaf, Martina. 2000. *Autobiographie*. Stuttgart: J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung.
- Weber, Max. 1980 [1921]. *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie*. 5. rev. Aufl. Studienausgabe. Besorgt von Johannes Winckelmann. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Westdeutscher Rundfunk. 2018. *Marx und seine Erben*. Dokumentation von Peter Dörfler. Deutschland.

- i Im Folgenden als „K“ abgekürzt.
- ii Hier und auch an anderen Stellen ist mit ‚männlicher Raum‘ ein Raum gemeint, der von Männern oder von als ‚männlich‘ kodierten Verhaltensmustern dominiert wird, aber nicht ein Raum, in dem es keine Frauen gibt.
- iii Diese Heteronormativität zeigt sich auch daran, dass Karin lesbische Sexualität als reine Ersatzhandlung versteht. (Vgl. 172)
- iv Der Begriff ‚Stand‘ existiert bei Max Weber auch als Terminus. (Vgl. Weber 1980 [1921], 177-180). Karins Mutter benutzt ihn aber sicher nicht in dieser Bedeutung, sondern greift ihn eher als einen Anachronismus aus feudalistischer Zeit auf.
- v Das erinnert an die ‚Arbeiterkulturforschung‘, die im Kontext von 1968 entstand und die Kemper und Weinbach ebenfalls als klassistisch bezeichnen. (Vgl. Kemper und Weinbach 2009, 62-66)
- vi So sagte z.B. Bernd Rabehl in einem Interview: ‚Nur die Arbeiter selbst, weil sie eine ganz andere Stellung im Produktionsprozeß haben, sind dazu fähig, extrem vorzugehen.‘ (Enzensberger 1968, 157)
- vii Die Schriftstellerin Annette von Droste-Hülshoff spielte insgesamt für Karin Struck eine große Rolle. (Vgl. Jurgensen 1985, 13-23)
- viii Hier soll nicht davon ausgegangen werden, es gäbe ein essentiell an Frauen gebundenes ‚weibliches Schreiben‘. Das Thema der Ichfindung sowie auch Schreibweisen, die für Karin Struck charakteristisch sind, finden sich auch bei Autoren (z.B. bei Hubert Fichte).